

ZDENKO ŠKREB – VERSUCH EINER WÜRDIGUNG

Mein Lehrer Zdenko Škreb berief sich oft auf einen Gedanken Wilhelm Diltheys, wonach die Antwort auf die Frage, was der Mensch sei, nur die Geschichte bieten könne. Die vor mehr als hundert Jahren formulierte Maxime findet sich in einer Ansprache, die den merkwürdigen Titel *Traum* trägt. Diese Benennung überrascht nicht ganz, wenn man bedenkt, daß der Versuch einer Bestimmung des Menschen mehrdeutig ist. In ihr ist die Überzeugung enthalten, daß Anthropologie und Kulturgeschichte eng verbunden bleiben müssen, die Wissenschaft vom Menschen daher nur als eine diachronische Disziplin begriffen werden kann. Doch zugleich mit der Idee der historischen Dynamik, die für die Geisteswissenschaften bindend ist, tritt die Forderung auf, in ihnen seien die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und seiner konkreten Lebenswelt ebenso zu berücksichtigen.

Versuchen wir nun, Škrebs bevorzugte Maxime auf sein eigenes Leben anzuwenden. Beginnen wir mit einer lebensweltlichen, d.h. mit einer akademischen Episode. Škreb pflegte oft darauf hinzuweisen, in Vorträgen wie in privaten Gesprächen, daß er Wesentliches für sein späteres Verständnis der Phi-

Viktor ŽMEGAČ
(Universität Zagreb)

Zusammenfassung

Der Beitrag versteht sich als Porträt eines großen Gelehrten. Im Vordergrund stehen naturgemäß Škrebs Leistungen in der germanistischen Forschung, namentlich seine innovativen Anregungen, aber auch seine aus heutiger Sicht eher atypischen Versuche, in der akademischen Praxis das umfassende Verständnis von Philologie umzusetzen. Eine traditionelle Auffassung philologischer Kompetenz wurde von ihm allerdings stets unter Einbeziehung neuester Forschungsergebnisse vermittelt. In der Literaturwissenschaft überwog dabei ein hermeneutisches Interesse, in der Linguistik ein strukturalistischer Ansatz.

lologie im weitesten Sinne einem Gelehrten zu verdanken habe, den er im Endjahr des Zweiten Weltkriegs kennengelernt hatte. Der in den Jahrzehnten danach vor allem als Sprachforscher hervorgetretene Hennig Brinkmann (nicht zu verwechseln mit Richard Brinkmann!) hatte eine Gastprofessur an der Universität Zagreb inne und unterrichtete am Germanistischen Seminar, wo Škreb damals als Lektor tätig war. Brinkmann galt damals namentlich als komparatistisch ausgerichteter Mediävist, bekannt geworden durch seine Bücher *Entstehungsgeschichte des Minnesangs* (1926) sowie *Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung* (1928). Die Lehrtätigkeit des Gastes beeindruckte durch mediävistische Kompetenz, aber auch durch Akribie in der Behandlung neuerer Werke. Dabei ist zu bedenken, daß Škreb damals philologisch keineswegs unerfahren war: seine Dissertation über Grillparzers Epigramme hatte er mehr als zehn Jahre zuvor geschrieben, und als Lektor für Deutsch besaß er auch pädagogische Erfahrung.

Entscheidend scheint mir jedoch ein Umstand zu sein, den Škreb – aus Bescheidenheit – niemals erwähnte. Der Umstand nämlich, daß er Philologie zeitlebens in einem universalen Sinn verstand, und die Kraft aufbrachte, dieses Verständnis in Forschung und Lehre auch praktisch umzusetzen. Mit anderen Worten: Škreb respektierte niemals die strenge Fächertrennung von Linguistik und Literaturwissenschaft, trotz des enormen Arbeitsaufwands, den allein die Vorbereitung völlig unterschiedlicher Vorlesungen forderte, etwa paralleler Kollegien (an die ich mich gut erinnere) über Phonologie und Autoren des 19. Jahrhunderts, von Grillparzer und Nestroy bis Gerhart Hauptmann. Aus heutiger Sicht, d.h. aus der Sicht eines etwas sterilen Spezialistentums, mag dieser Anspruch auf universale Philologie an einen wissenschaftlichen Don Quijote erinnern. Wer jedoch einmal Škrebs Gründlichkeit in der Beherrschung des Metiers kennengelernt hatte, kam gar nicht auf diesen Gedanken.

Wir berühren damit eine grundsätzliche Frage. Natürlich waren auch seinem umfassenden Wissen Grenzen gesetzt. Doch opferte er, wenn es darauf ankam, lieber Detailkenntnisse (die man sich in vielen Fällen ohnehin leicht aneignen kann) zugunsten fundamentaler Einblicke in historische und theoretische Fragen. Heute, mehr als fünfzig Jahre danach, vermag man zu ermessen, mit welcher erstaunlichen Sicherheit er den Forschungsstand seiner Zeit überblickte – und ihm manchmal sogar einen Schritt voraus war. Doch davon wird noch eingehender die Rede sein. Zu vermerken ist an dieser Stelle, daß seine so gar nicht selektive Einstellung zum Fach einer doppelten Motivierung folgte. Um ein Schiller-Zitat abzuwandeln: es ging darum, der Not zu gehorchen, doch zugleich auch dem »eigenen Trieb«. Seine exorbitanten Sprachkenntnisse spielten dabei im wahrsten Sinne des Wortes eine Schlüsselrolle. Er beherrschte acht Sprachen, vom Lateinischen bis zum Russischen, und in

seinen letzten Lebensjahren versuchte er noch, das Ungarische zu bewältigen.

Da seine wissenschaftliche Leidenschaft geradezu unbändig war, zeigte der Dozent (und Ordinarius ab 1958) keine Bereitschaft, auf studentische Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen. Nicht einmal pädagogische Standards wurden groß beachtet, eher könnte man sagen, daß der Unterricht bisweilen zum Experimentierfeld geriet. Dem Spezialisten von heute fährt es kalt über den Rücken, wenn er erfährt, woran ich mich selbst erinnere. Mit kartographischer Genauigkeit wurden die Bewegungen der germanischen Stämme in der Völkerwanderung verfolgt, ebenso wie die Regeln der deutschen Syntax im Parallelkolleg über moderne Grammatik. In einem anderen Studienjahr wurde die literarische Konzeption des Sturm und Drang dargelegt, und gleichzeitig gab es eine Einführung in die deutsche Sprachgeschichte mit komplizierten Etymologien, die quer durch die indoeuropäischen Sprachen führten. Im literarischen Seminar wurden in benachbarten Semestern so unterschiedliche Themen behandelt wie George und Rilke, mittelalterliche satirische Texte (bei Heinrich von Melk) sowie Schillers Ästhetik. Nicht selten fühlten sich die meisten Studenten in der Tat etwas überfordert. Doch für den beträchtlichen Arbeitsaufwand wurde man reichlich belohnt durch ungeahnte Perspektiven in fächerübergreifenden Erkenntnissen.

Bei all dem muß man berücksichtigen, wie schwierig es im ersten Nachkriegsjahrzehnt war, den Unterricht wissenschaftlich vertretbar zu organisieren. Ganz abgesehen davon, daß man in den ersten Jahren im öffentlichen Leben die Last des eisernen Vorhangs spürte (der dann in Jugoslawien allerdings sehr bald eher zu einem löcherigen Blechvorhang wurde), stieß auch die Beschaffung völlig harmloser Bücher infolge der Verhältnisse in Deutschland und Österreich auf unüberwindliche Schranken. Glück im Unglück war der Umstand, daß die Zahl der Germanistikstudenten sich damals aus bekannten Gründen sehr in Grenzen hielt, so daß die wenigen neuen Bücher von Hand zu Hand zirkulieren konnten. Je ein Exemplar des *Sprachlichen Kunstwerks* von Wolfgang Kayser oder des Mimesis-Buches von Erich Auerbach (auf das auch die Romanisten begehrlische Blicke warfen) war eine streng behütete Kostbarkeit, die man so lange man das Anrecht darauf hatte, fest in einer Schublade verschloß.

Doch wie sah die Lage aus der Sicht der Universitätslehrer aus, die die Verantwortung für den Unterricht trugen? Wir hatten als Germanistikstudenten das Glück, daß unter den Lehrenden der Philosophischen Fakultät Škreb damals den größten Ehrgeiz zeigte, Wissenschaft up to date zu bieten. Damit schuf er Standards, die letztlich nicht nur seinen Studenten zugute kamen, sondern auch begabten Studenten verwandter Fächer. Dies ist der Ort, um auf die bereits erwähnte Frage der Wissensbeschaffung in schwieriger Zeit einzugehen.

Škreb, der charakteriologisch keineswegs zum »Macher«-Typ zählte, verstand es dennoch, mit Intuition und Ausdauer an die literaturtheoretischen und linguistischen Werke heranzukommen, die zu den zeitprägenden Arbeiten der jeweils letzten Jahre gehörten. Die *Grundzüge der Phonologie* von Trubeckoj (Trubetzkoy), ein bahnbrechendes sprachwissenschaftliches Werk, war erst 1939 in Prag erschienen, zu einem Zeitpunkt also, wo es international kaum rezipiert werden konnte. Die von Trubeckoj erstmals bündig formulierte Lehre galt in den ersten Nachkriegsjahren in Europa als das, was man heute einen Geheimtip nennt. Jedenfalls gab es für uns schon 1950 im Linguistikkolleg eine gründliche Einführung (mit Prüfung am Jahresende) in diese reichlich esoterisch anmutende Theorie. Bald sprach es sich unter Philologiestudenten herum, das im Germanistikstudium völlig neue, unbekannte Dinge geboten wurden, und wir wurden allgemein bestaunt, im Hinblick auf die Schwierigkeit der Phonologie nicht immer mit Neid.

Noch erstaunlicher waren die Ergebnisse auf Škrebs ureigenstem Gebiet: auf dem der Literaturwissenschaft. Heute kommt man aus dem Staunen gar nicht heraus, wenn man bedenkt, worüber man damals in Zagreb informiert wurde. Theorien, die man in Paris oder London erst Jahrzehnte danach angemessen rezipierte, waren für uns etwas Selbstverständliches – freilich nur deshalb, weil wir nicht ahnten, daß manche alltäglichen Lehrinhalte alles andere als eine Selbstverständlichkeit waren. Sie waren das schon deswegen nicht, weil man im Westen vom Prager Kreis oder von den russischen Formalisten im allgemeinen noch keine Notiz genommen hatte, deren Forschungskonzepte im Osten dagegen von der politisch kontrollierten Bildfläche verschwunden waren. Im Aufnehmen von Anregungen war Škreb nicht im geringsten doktrinär: die Grundsätze des amerikanischen »New Criticism« wurden ebenso geprüft wie die Erkenntnisse, die in den Büchern von Georg Lukács zu finden waren. Der marxistische Lukács war vertreten durch seine Goethe-Studien (*Goethe und seine Zeit*), der vormarxistische durch sein eigentliches Hauptwerk, *Die Theorie des Romans*, deren studentische Lektüre mir unvergessen geblieben ist.

Von Eklektizismus konnte bei Škreb dennoch keine Rede sein. Fremde Ansichten wurden nicht wahllos zusammengekittet, sondern vielmehr kritisch gewogen und auf gemeinsame Nenner hin überprüft. Synchronie und Diachronie waren für Škreb, wie noch zu zeigen sein wird, keine unüberbrückbaren Gegensätze. Wie fundiert seine Kritik sein konnte, erkennt man am deutlichsten an seiner Haltung gegenüber literaturwissenschaftlichen Werken, die damals besonders willkommene Anstöße boten. Unter den Veröffentlichungen Schweizer Verlage in den denkwürdigen ersten vier Nachkriegsjahren (Staiger, Auerbach, Lukács, Curtius, Kayser, Muschg) waren für Škreb vor allem *Das sprachliche Kunst-*

werk von Wolfgang Kayser sowie Emil Staigers *Grundbegriffe der Poetik* bedeutsam. Die Bedeutung dieser beiden germanistischen Beiträge zur Nachkriegssituation können nur aus damaliger Sicht angemessen eingeschätzt werden. Sie boten nach mehr als einem Jahrzehnt ideologischer Indoktrination in Mitteleuropa eine weitgehend ideologieneutrale Anschauung der Dinge, und vor allem: sie waren, das gilt besonders für Kayser, grundsätzlich international orientiert, ohne Sprachgrenzen, obwohl nicht komparatistisch im alten Sinn. Für den Polyglotten Škreb waren Bücher dieser Art erfreuliche Bestätigungen seiner Ansichten. Wesentlich beeinflusst wurde er auch durch den von Kayser und Staiger vertretenen holistischen (und nicht mehr sprachanalytisch-partikulären) Stilbegriff.

Zeitgenossen erinnern sich, daß der Zagreber Germanist vor allem durch die Popularisierung und eigenständige Erweiterung dieser Positionen auch über akademische Kreise hinaus Ansehen gewann. Die fünfziger Jahre, als man erneut kulturellen Anschluß an den Westen suchte, waren sein wahrer Kairos. Zeitschriften (darunter die von ihm mitbegründete *Umjetnost riječi* – Wortkunst) und auch öffentliche Vorträge dienten dem Gedanken der Entprovinzialisierung und der Überwindung totalitärer Denkschemata. Im Bereich der Literaturwissenschaft, ja der gesamten Philologie, wurde damals in diesem Zusammenhang kein Name so oft genannt wie der unseres Lehrers. Daß wir Jüngeren alle stolz darauf waren, kann man sich leicht vorstellen.

Allerdings stellen sich Bedenken ein, wenn man das damals gebräuchliche Wort von der popularisierenden Horizontöffnung durch Škreb aufgreift. Es wurde nämlich zu oft übersehen, daß in seiner Rezeption stilistischer Hermeneutik essentielle Kritik enthalten war. So groß seine Zustimmung zu den stilkritischen Errungenschaften der sogenannten immanenten Werkinterpretation aus der Zeit um 1950 auch war, seine Kritik wurde entscheidend geprägt durch den Vorwurf, die Werkinterpretation sei weitgehend geschichtslos. In der umfangreichen Abhandlung über Emil Staiger und die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft seit Wilhelm Scherer (1955) ist Škrebs Position am deutlichsten erkennbar. Literarische Werke sind mit ihren stilistischen Prozeduren autonome Gebilde, doch ihre Totalität kann nur durch historische Einordnung begriffen werden. Eine Deutung, die sich nicht um den spezifischen geschichtlichen Ort des Textes kümmert, wird einseitig bleiben und zuweilen nicht über eine Paraphrase hinausgelangen.

Škrebs Ansichten in der Auseinandersetzung mit Staigers und Kayzers phänomenologischer Hermeneutik nehmen im übrigen eine Grundmaxime späterer gesellschaftskritisch orientierter Kunsttheorie vorweg, die etwa in der Prägung aus Adornos *Ästhetischer* Theorie zitiert wird: Kunstwerke sind stets etwas gesellschaftlich Hervorgebrachtes, und damit von

einem historischen Zustand abhängig, zugleich aber auch autonom durch ihre potentielle Freiheit. (An dieser Stelle scheint die Bemerkung erforderlich, daß der Ursprung dieser Anschauung auf einem modernen Reflexionsniveau in einer Schrift zu suchen ist, die erst sehr spät, mit fünfzigjähriger Verspätung, einer breiteren Öffentlichkeit in Europa bekannt geworden ist: die erste umfangreiche Veröffentlichung des jungen Lukács, die *Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas* (ungarisch 1911, deutsch in Auszügen erst 1961), ein fundamentales Werk, das völlig in den Schatten der *Theorie des Romans* geraten war und daher bis heute bei weiten nicht bekannt genug ist.)

Mit Škrebs Entscheidung für Geschichtlichkeit *und* ästhetische Logik gewinnen wir ein Stichwort zur Betrachtung seiner Publikationen. Ich beschränke mich auf eine straffende Darstellung, weil Einzelaspekte in anderen Referaten behandelt werden. Geradezu symbolisch in dem schon angesprochenem Sinn ist die erste gedruckte Arbeit, die Habilitationsschrift über Struktur und Theorie des Wortspiels (1949, auf Kroatisch), die linguistische, kulturhistorische und zeitgeschichtliche Gesichtspunkte miteinander koppelt. (Die Dissertation über Grillparzers Epigramme, 1931, auf Deutsch, blieb bis auf viel später vorgelegte Auszüge ungedruckt.)

Dissertation und Habilitationsschrift bilden, so unterschiedlich die Gegenstände auch sind, insofern eine höhere Einheit, als darin ein für Škreb bezeichnendes Erkenntnisinteresse zur Geltung kommt: nämlich seine Neigung zu literarischen oder allgemein sprachlichen Kurzformen. Es ist bezeichnend, daß seine Forschungsvita mit dem Epigramm beginnt und daß einige seiner letzten Veröffentlichungen diesem Gegenstand gewidmet sind. Dazu tritt das Interesse, das dem Aphorismus gilt. Die »Einfachen Formen«, die André Jolles für die Literaturwissenschaft erschlossen hat, gewinnen Škrebs Aufmerksamkeit vorwiegend dort, wo sie literarisch durchgeformt sind oder intellektuellen Anspruch erheben.

Daß das eigentliche Grundmotiv dieser Forschungen eine sehr ausgeprägte literaturtheoretische Ausrichtung gewesen ist, erkennt man an einem bevorzugten Thema, das unter den späteren Arbeiten einen breiten Raum einnimmt. Auch da könnte man eine lockere methodische Verbindung zum Bereich der Kleinformen herstellen. Es geht nämlich um Texte größeren Umfangs, jedoch mit vergleichsweise geringer Komplexität, so daß sie häufig mühelos reduzierbar erscheinen, kurz: um das Phänomen, das man Trivilliteratur nennt. Zu Recht teilte Škreb die Auffassung, daß die elementare Anatomie jeglicher Literatur am deutlichsten dort sichtbar wird, wo die immanenten Schemata und Gattungsnormen am wenigsten relativiert sind. Er zählte übrigens zu jenen glücklichen Menschen, in deren Tätigkeit die geistige Neugierde mit dem reinen Vergnügen einhergeht. In einer Untergattung der hochschematisierten

Literatur erwies er sich als ein besonders leidenschaftlicher Leser – und damit auch Forscher: auf dem Gebiet des Detektivromans. Seine Beiträge dazu, namentlich die erstmals auf Deutsch publizierte Abhandlung *Die neue Gattung. Zur Geschichte und Poetik des Detektivromans* (im Sammelband *Der wohltemperierte Mord*, 1971) gehört zum Fundiertesten, was zu diesem Thema vorliegt. Heutzutage gehört die Analyse von Trivialliteratur, und insbesondere von Kriminalromanen, zum Alltagsgeschäft unzähliger literaturwissenschaftlicher Seminare. Daß die Zagreber Germanistik vor mehr als drei Jahrzehnten dazu beigetragen hat, diese Orientierung zu beleben, ist insofern bemerkenswert, als die Auslandsgermanistik viele Jahre nicht die geringste Neigung verspürt hatte, Themen dieser Art in Angriff zu nehmen – Themen, denen weder die Regionalkomparatistik noch die Beschäftigung mit weltliterarischen Größen etwas abgewinnen konnte. Man betrat damit gleichsam unsicheren, vielerorts als wissenschaftlich unseriös geltenden Boden, jedenfalls ein Experimentierfeld, das auch in den Ländern deutscher Sprache erst sehr spät intensivere Beachtung fand, erst seit der Mitte der sechziger Jahre.

Ein weiterer Schwerpunkt bei Škreb ist die Erforschung der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts: Restauration, Vormärz, nur vereinzelt auch die Jahrhundertwende. Im Mittelpunkt steht Grillparzer, dem seine einzige Monographie gilt. 1976 erschienen, stellt sie die Summe einer nahezu fünfzig Jahre andauernden Beschäftigung mit dem Bühnenautor und Epigrammatiker dar. Darin spielt im übrigen auch das österreichische 18. Jahrhundert eine Rolle, denn bei Škreb kommt der josephinischen Tradition eine größere Bedeutung zu als der barocken.

Detektivroman und Grillparzer – das ist ein überraschender bibliographischer Befund im Zeitalter des Spezialistentums. Noch größer ist die Überraschung bei der Feststellung, daß Škreb zu den ersten Literaturhistorikern gehört, die sich ernstlich mit Erich Kästner und der Neuen Sachlichkeit beschäftigt haben, und zwar mit den wichtigsten Texten des Autors, mit seinen Gedichten. Vermutlich ist Škreb der erste überhaupt. Die vierzig Seiten starke Untersuchung erschien bereits 1949, zu einem Zeitpunkt als sich nach den verheerenden Folgen der Nazizeit kaum jemand um die sogenannte Gebrauchslyrik der Zwanziger Jahre kümmerte. Allerdings erschien die Studie nur auf Kroatisch, so daß eine angemessene internationale Wirkung nicht erfolgen konnte. Betrachtet man die Dinge im Zusammenhang, so kommt auch die Kästner-Studie letztlich nicht so überraschend. Sie entstand in unmittelbarer Nachbarschaft der großen Abhandlung über das Wortspiel und einer erneuten Beschäftigung mit Grillparzer – und das sind Phänomene und Autoren, bei denen die intellektuelle Pointe konstitutiv ist, etwa im Epigramm, wo sich beide, Grillparzer und Kästner, hervorgetan haben. Es ist schon bemerkenswert: Škreb, der in manchen Lebenssituationen eher zum Pathos neigte,

liebte in Texten die ironische Vernunft, die Paradoxie und Verfremdung, auch den Kalauer. Er hielt dagegen wenig von pointenlosen, aber dafür endlosen psychologischen Zergliederungen. Keinen Hehl machte er, zum Beispiel, aus seiner Abneigung gegen Proust, dessen Gestalten und Erzählformen.

Verweilen wir noch kurz bei Kästner. Ich erinnere mich noch lebhaft an meine eher zufällige Lektüre der genannten Arbeit im 3. Semester (zufällig, weil Škreb sogar wie niemals auf eigene Veröffentlichungen hinwies). Die genaue Analyse von Kästners witziger Rhetorik las ich mit Begeisterung und erkannte wieder einmal, wieviel man bei Škreb lernen konnte. Doch eine Ansicht stimmte mich schon damals bedenklich. Das philologische Greenhorn merkte nämlich, daß es da etwas gab, was nicht einleuchtete. Da dieses Etwas in einigen Arbeiten Škrebs überdeutlich erkennbar ist, sollte man darüber nicht hinwegsehen.

Meines Erachtens ist das der einzige Punkt, wo Škreb sich grundsätzliche Kritik gefallen lassen muß. Es geht um den schon berührten Zusammenhang zwischen Textfaktur und Geschichtlichkeit. Die Bemühung um eine Integration marxistischer Betrachtung führte dazu, daß Škreb zuweilen der Versuchung erlag, den Weg von der Erkenntnis künstlerischer Eigenschaften zur gesellschaftshistorischen Diagnostik wesentlich zu verkürzen. Stilistisches und Soziologisches stehen unvermittelt nebeneinander, und zwar am häufigsten gerade in Aufsätzen, die Interpretationen von Einzelwerken enthalten. Jedenfalls erwecken diese Arbeiten den Eindruck, ästhetische Erscheinungen hingen mit politischen und mentalitätsgeschichtlichen Kategorien eng zusammen. Da dieses Manko auch in einigen späteren Publikationen zutage tritt, kann es als eine Folge des Umstands erklärt werden, daß Škreb die Diskussionen der sechziger Jahre um das schwierigste problem sozialgeschichtlicher Erfassung der Dinge, die Frage der Vermittlung (etwa bei Adorno, Goldmann, Köhler und anderen), offenbar nicht beachtet hat. Doch seltsamerweise scheint es aus heutiger Sicht, als seien in den Verkürzungen nicht Relikte enthalten, sondern Spiegelungen methodischer Ansätze aus neuester Zeit, bekannt unter dem in den Vereinigten Staaten geprägten Schlagwort »New Historicism«. Škreb hat die Auseinandersetzungen um diese – im übrigen recht problematische neue Geschichtlichkeit nicht mehr erlebt, und wir wissen nicht, wie er sie beurteilt hätte. Daß er dazu Stellung genommen hätte, erscheint höchst wahrscheinlich, denn Methodenkritik war eines seiner bevorzugten Erkenntnisziele.

Wir gelangen damit zum dritten und zugleich letzten Schwerpunkt, nach den Gattungsstudien und den Personalmonographien. Seit den frühen fünfziger Jahren verfolgte Škreb aufmerksam das Geschehen im Bereich germanistischer und außergeermanistischer Methodologie, wobei das Interesse namentlich der Geschichte der Literaturwissenschaft seit dem

Positivismus galt sowie der Frage nach den epistemologischen Fundamenten unserer Disziplin. Zwei größere Studien verdienen besondere Beachtung: die in kroatischer und später in französischer Sprache veröffentlichte Abhandlung über Stellung und Bedeutung von Emil Staiger in der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft (zuerst in der Zeitschrift *Pogledi*, 1955) sowie die in ursprünglicher Fassung nur auf Deutsch vorliegende Studie *Die Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung* (im Sammelband *Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie*, 1973).

Wie ich schon angedeutet habe, fällt Škreb in manchen Bereichen eine gewisse Vorreiterrolle zu. Auf methodologischem Gebiet fällt das in der Staiger-Arbeit ins Auge. In dem rund sechzig Seiten umfassenden Text gilt mehr als die Hälfte einer einführenden Darstellung der wichtigsten Stationen in der Geschichte der deutschsprachigen Methodenkonzeptionen – vom Positivismus der Scherer-Schule bis zu den Anfängen immmanenter Interpretation fünfzig Jahre danach. Jeweils aufeinander bezogen ziehen in chronologischer Folge die Grundsätze der Orientierungen Diltheys, Ungers, Gundolfs, Walzels, Wölfflins, Strichs, Burgers und anderer an uns vorbei, so daß trotz einiger Vereinfachungen ein imponierendes Panorama der Forschungspositionen entsteht, dazu mit dem Bestreben, die Dinge auch in den internationalen Kontext zu rücken. Obwohl die Arbeit fünfzig Jahre alt ist, kann sie auch heute noch (neben den neueren Darstellungen von Rainer Rosenberg und Jost Hermand) mit Gewinn gelesen werden. Staigers Schriften werden bis zum Jahre 1955, den Studienband *Die Kunst der Interpretation* einbegriffen, berücksichtigt und vor allem auf ihre methodische Bedeutung hin befragt. Bei aller Anerkennung für den interpretatorischen Spürsinn Staigers bleibt ihm nicht der Vorwurf der Geschichtslosigkeit und damit der Einseitigkeit erspart, ein Vorwurf, der vor allem der Goethe-Monographie gilt, aber auch der existenzontologischen Konstruktion der Gattungen in den *Grundbegriffen der Poetik*, wo die Gattungsstile universalen geistigen Haltungen des Menschen entsprechen, und dazu noch den Dimensionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Škreb nennt solche Konstruktionen »Begriffsphantasien«: Wilhelm Wundts Einwand, in der Phänomenologie werde das Psychische vom Logischen absorbiert, lasse sich auf Staiger anwenden, denn bei ihm werde das Historische vom Logischen aufgesaugt und die Vielfalt im geschichtlichen Wandel einer typologischen Triade geopfert.

Statt Phantasien forderte Škreb eine empirisch begründete, kommunikative Terminologie der Literaturwissenschaft – denn gerade eine vermittelbares Benennungssystem bildet nach seiner Auffassung ein primäres Merkmal des wissenschaftlichen Anspruchs. Davon ist in der zweiten von den beiden genannten Schriften die Rede. Während die Staiger-Kritik selbst schon eine gewisse historische Patina angesetzt hat, ist die

Arbeit über eine Grundfrage der Disziplin, nämlich die Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung, gegen jegliche Veralterung oder Überholtheit gefeit: denn es besteht vorerst nicht die geringste Aussicht, in diesen Fragen zu einem internationalen Konsens zu gelangen. Zu groß ist die Resistenz nationaler Traditionen oder originalitätssüchtiger Trendsetter. Bedenkt man das, so ist Škrebs Plädoyer für intersubjektive Vernunft von andauernder Aktualität. Die Überlegungen zu den Wissenschaftskriterien sind jedenfalls sein bedeutendster Beitrag zur überregionalen Diskussion (und wir setzen ihn nicht ans Ende, weil er weniger wichtig wäre, sondern gerade deswegen, weil er so wichtig ist).

Dabei ist das, was Škreb 1973 forderte, mehr als plausibel. Gefordert wird die konsequente Einhaltung einer Grundregel kommunikativer Rationalität: nämlich die Definierbarkeit der Begriffe. Denn Wissenschaftlichkeit, so führt Škreb aus, ist nicht nur durch die seit einem Jahrhundert übliche Festlegung auf Gegenstand und Methode gekennzeichnet, sondern auch durch die Kommunizierbarkeit dieser Kategorien. Die Bestimmung von Gegenstand und Methode wird kaum von Nutzen sein, wenn zehn verschiedene terminologische Systeme und Auffassungen über Grundfragen gleichzeitig kursieren. Solange nicht die Bereitschaft da ist, voneinander Kenntnis zu nehmen und einen Dialog anzustreben, fehlt ein konstitutives Element der Wissenschaft. Nicht einmal endlose Debatten über die elementarste Frage, den Zuständigkeitsbereich der Literaturwissenschaft, also ihren Gegenstand, haben bisher zu gültigen Ergebnissen geführt. Škreb macht etwa darauf aufmerksam, wie groß das Durcheinander ist, das infolge der Vermengung logischer und axiologischer Probleme entstanden ist. Oder wie verwirrend und auch sinnlos die Übertragung von analytischen Begriffen aus einer Disziplin in die andere sein kann. Aus eigener Erfahrung möchte ich hinzufügen, wie undurchdacht zumeist der Gebrauch der Begriffe *Periode* und *literarische Orientierung* oder *Stilkonzeption* ist. Beispielsweise: von einer naturalistischen *Periode* zu sprechen ist widersinnig, denn diese *Periode* müßte mit gleichem Recht eine symbolistische und impressionistische genannt werden. Man gebraucht den *Naturalismus-Begriff* ebenso unbekümmert temporal wie etwa den *Barock-Begriff*, als hätten sich die Grundbedingungen des literarischen Lebens seit dem 17. Jahrhundert überhaupt nicht geändert.

Škreb weist in seinem Beitrag immer wieder auf die Verschiedenen Störfaktoren rationaler Verständigung hin, vor allem auf die Nachlässigkeit, mit der einzelne (freilich zentrale) Begriffe mit einem Doppelsinn behaftet werden, Wörter etwa wie *Romantik* und *Realismus*. Wissenschaft lebt von Präzision, von Eindeutigkeit – mehrdeutig können und sollen unsere Objekte sein, die Metasprache dagegen muß intersubjektiv sein, sonst verliert sie sich in völliger Beliebigkeit. Man müßte den ganzen Text

ausführlich referieren, um zu zeigen, wie gründlich Škreb in den einzelnen Kategorien die Sonde ansetzt. Doch dazu fehlt uns hier die Zeit.

Daher bescheiden wir uns mit einem abschließenden Hinweis. Man mißversteht Škreb, meint man, daß er für Uniformität plädiere. Dagegen verwahrt er sich nachdrücklich. Gleichförmigkeit wäre der Untergang der Geisteswissenschaften, ein hermeneutischer Tod gleichsam. Nicht darum geht es, sondern um die Überprüfbarkeit der interpretatorischen Instrumente und der methodologischen Voraussetzungen. Chaotisch ist die Lage zum Teil nach wie vor. Doch es zeichnen sich immerhin gewisse Konstellationen ab. Die von Škreb anvisierten Maßstäbe der Wissenschaftlichkeit wie auch der Grundsätze der Historizität sind dort am deutlichsten erkennbar, wo die Wirkungen des Prager Strukturalismus, der Konstanzer Theorie bzw. der Symposien »Poetik und Hermeneutik« sowie des Zagreber Kreises spürbar sind, das heißt in Mittel- und Osteuropa. Wo dagegen modische Gurus verehrt werden, gibt es einen verwegenen Mix aus theoretischer Linguistik, Psychoanalyse, Kulturgeschichte und poetisierender Literaturtheorie, mit dem Ergebnis, daß man eines Tages nicht mehr weiß, was man vor zehn Jahren gemeint hat. Man bedauert heute doppelt, daß Škreb nicht mehr lebt. Er hätte sein Vergnügen, und wir mit ihm, an den Spannungen, die beim Schreiben und Lesen sinnvoller polemischer Texte ausgelöst werden.